

in der Ungleichheitshierarchie erfolgt dann primär über ihre Stellung in der Produktionssphäre (vgl. ebd.: 275). Er schlägt vor, Geschlecht, Ethnizität und Klasse als drei konvertierbare Machtressourcen zu konzipieren: »kulturelle Deutungs- bzw. Distinktionskompetenz, politische Macht und ökonomische Chancen«, die über konkrete Konstellationsanalysen untersucht werden sollten, um sich gegenseitig verstärkende, schwächende oder ausgleichende Effekte herausarbeiten zu können (Schwinn 2007: 283).

Garske stellt die Diskussionen um Intersektionalität in den Kontext der postmodernen Debatten um Universalismus. Für sie wird dort darüber verhandelt, »mit welcher Legitimität über ›gesellschaftliche Strukturen‹, also Ordnungssysteme jenseits der Ebene konkret beobachtbarer individueller Handlungen, überhaupt gesprochen werden kann« (Garske 2013: 252). Dabei sollten »Kategorien nicht nur als Differenzkategorien, sondern auch als Kategorien sozialer Verhältnisse« gefasst werden, »um gesellschaftliche Strukturen sozialer Ungleichheit besser analysieren zu können« (ebd.: 259). Mit Fraser – die sich zwischen der Kritischen Theorie und poststrukturalistischen feministischen Ansätzen verortet – plädiert sie dafür, Intersektionalität als vielschichtige Konstruktion von Identität zu fassen und die Orientierung auf der Makroebene beizubehalten (vgl. Garske 2013: 253). An O'Hanlon und Washbrook anschließend, weist sie darauf hin, dass dabei geklärt werden muss, wie »die Positionierungen von Subjekten in Verhältnissen sozialer Ungleichheit analysiert und kritisiert werden [können, M.B.], ohne dabei ein Sprechen von Subjekten aus marginalisierten Positionen unhörbar zu machen« (ebd.: 255).

Die bisherigen Ansätze, Intersektionalität gesellschaftstheoretisch rückzubinden, zeigen, dass die Idee, Machtverhältnisse als komplex, sich durchdringend, überkreuzend oder axial zu denken, breite Anschlussmöglichkeiten an gesellschaftstheoretische Modelle bieten. Garske bringt es auf den Punkt, wenn sie schreibt, dass es sich um eine »fortgesetzte Auseinandersetzung zwischen Kritischer Theorie und Poststrukturalismus bzw. postmoderner Dekonstruktion« handelt (Garske 2013: 246). Dies kann einerseits als Stärke gedeutet werden, Intersektionalität ist damit ein Thema, das für viele wissenschaftliche Strömungen und Modelle die Möglichkeit bietet, aufgegriffen zu werden. Andererseits impliziert dies zugleich eine gewisse Unschärfe, die viele Optionen zur (theoretischen) Ausgestaltung lässt, wie im nächsten Abschnitt deutlich werden wird.

1.5 Wie Intersektionalität denken? Modelle, Metaphern und Figuren zur Beschreibung komplexer Machtverhältnisse

Seit Beginn der Debatten um Intersektionalität sind zahlreiche Versuche erfolgt, die komplexen Machtverhältnisse theoretisch zu fassen – einige wurden bereits in den vorherigen Abschnitten angeführt. Dafür wurden und werden sowohl Modelle

entwickelt als auch Metaphern oder Figuren zur Beschreibung herangezogen, mittels derer die empirische Realität der komplexen, ineinandergreifenden Machtverhältnisse dargestellt werden soll, um sich darüber dem überaus anspruchsvollen, mitunter herausfordernden Gegenstand zu nähern. Bereits das Combahee River Collective bot in den 1970er Jahren ein Modell dafür an, indem es von »interlocking oppressions« sprach, sich verschränkenden oder verzahnenden Unterdrückungen (Combahee River Collective 1981: 210, Original: 1977; vgl. auch Kap. 1.1). Wie eine solche Verzahnung oder Verschränkung genau zu denken, sprachlich zu fassen und zu analysieren ist, wird allerdings nach wie vor diskutiert. Seit Beginn der Debatten sind verschiedene Termini genutzt worden, wie beispielsweise »Schnittpunkte« (Fraser 2003), »Achsen« (Klinger/Knapp 2007), »Überschneidung« (Rommelspacher 2009), »Verschränkungen« (Combahee River Collective 1981), »Durchkreuzungen« (Degele/Winker 2009), »Interdependenzen« (Walgenbach et al. 2007) oder »Interferenzen« (Bath et al. 2013). Gemeinsam ist den vielschichtigen, nicht linearen Debatten, dass sie am ehesten als Suchbewegungen beschrieben werden können. Während das Sprechen *über* wie auch die Untersuchung *von* einzelnen Kategorien, wie bspw. Gender, noch relativ gut zu gelingen scheint, stellt die Beschreibung und Untersuchung des Ineinandergreifens von Kategorisierungen eine Herausforderung dar. Wie lässt sich dieses Ineinandergreifen, diese Verschränkung denken und sprachlich fassen? Kategorisierungen an sich scheinen zunächst noch relativ abgrenz- und definierbar zu sein, ihre Verschränkung mit anderen Kategorisierungen hingegen stellt Aktivist*innen wie Wissenschaftler*innen vor enorme Herausforderungen. Im Rahmen dieses Abschnitts werden nun verschiedene Ansätze vorgestellt, die sich der skizzierten Herausforderung stellen. Viele von ihnen wurden aus der Geschlechter- bzw. Genderforschung heraus entwickelt – häufig in Abgrenzung zu den frühen intersektionalen Modellen.

Mit dem durch Crenshaw geprägten Begriff der *intersectionality*, der Intersektionalität, ist das Modell der Straßenkreuzung verbunden, das von Crenshaw zur Verdeutlichung der Verletzungen genutzt wird, die durch die Überkreuzung von rassistischer und sexistischer Diskriminierung entstehen und die mit dem damaligen US-amerikanischen Antidiskriminierungsrecht nicht geschützt werden konnten (vgl. Crenshaw 2010: 38; vgl. auch Kap. 1.1). In Crenshaws Ansatz wird die spezifische Situation Schwarzer Frauen thematisiert, die sich deutlich von der Situation Weißer Frauen wie auch Schwarzer Männer unterscheidet. Sie kann nicht hinreichend beschrieben werden, ohne die Diskriminierungskategorien *race* und *gender* in ihrer Überkreuzung zu untersuchen. Crenshaws Modell wurde u.a. von Fenstermaker und West kritisiert: »Geometric metaphors further complicate things, since we still need to know where those planes and axes go after they cross the point of intersection.« (Fenstermaker/West 1995: 9) Walgenbach zufolge ist Crenshaws Metapher der Straßenkreuzung zudem das Problem inhärent, zu suggerieren, die Machtverhältnisse jenseits der Kreuzung seien voneinander unbeeinflusst.

Dies würde bedeuten, die Kategorien existieren jenseits der Kreuzung für sich und verschränken sich nur für Momente. Walgenbach kritisiert an Crenshaws Betrachtungsweise, dass diese damit Kategorisierungen als mit einem genuinen Kern versehen denkt (vgl. Walgenbach 2011: 118). Sie selbst plädiert in Abgrenzung dazu für eine integrale Perspektive (s.u.).

Zu den ebenfalls in Kapitel 1.1 vorgestellten frühen Modellen kann für den deutschsprachigen Kontext der Ansatz zur doppelten Vergesellschaftung und doppelten Unterdrückung angeführt werden (vgl. Becker-Schmidt 1987). Darin weist Becker-Schmidt auf die Benachteiligung hin, die für erwerbstätige Mütter durch die doppelte Vergesellschaftung über Arbeit und Familie entsteht. Dieser Ansatz kann den Modellen zugerechnet werden, die Kategorisierungen bzw. die aus der Zuordnung zu diesen entstehenden Benachteiligungen und Diskriminierungen als additiv oder multiplikatorisch denken, um das Verhältnis von Geschlecht, Klasse und Ethnizität fassen zu können, sodass aus den verschiedenen Kategorisierungen eine Summe bzw. ein Produkt der Diskriminierung entsteht.

Daran anknüpfend entwickelt Lenz 1997 den Ansatz der dreifachen Vergesellschaftung. Sie geht davon aus, dass sowohl Frauen als auch Männer in den neopatriarchalen Familien bzw. Haushalten über den kapitalistischen Arbeitsmarkt und den modernen Nationalstaat vergesellschaftet werden und bezieht sich mit dieser Beschreibung auf die Kategorien Geschlecht, Klasse und Ethnie (vgl. Lenz 2008: 448). Damit erweitert sie Becker-Schmidts Modell um Ethnizität, die sie vor dem Hintergrund weltweiter Migrationsbewegungen als vergesellschaftungsrelevante Strukturkategorie ausmacht: »Ich sehe also Geschlecht, Klasse und Ethnizität als Faktoren in einem Spannungsfeld, die die Positionierung von Personen unterschiedlich – aber in ihrer Wechselwirkung – beeinflussen. In den gesellschaftlichen Arbeitsteilungen und Herrschaftsverhältnissen wirken sie in ihren Konfigurationen zusammen.« (Ebd.: 450)

Auch der von Klinger vertretene Ansatz zu den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht basiert auf einem additiven Modell. Er wendet sich von der Identitätszentriertheit vieler Ansätze ab und fokussiert stattdessen Arbeit als Basis gesellschaftlicher Ungleichheit. »Unter dem Aspekt Klasse werden Gruppen gegeneinander abgegrenzt, die zugleich in der Einheit des modernen Nationalstaats zusammengefasst werden.« (Klinger 2003: 27) Vor dem Hintergrund der (ökonomischen) Ausbeutungsgeschichte der Sklaverei stellt der Rassebegriff für Klinger eine Bezeichnung dar, die auf einer imaginierten Idee der Unabänderlichkeit der Ungleichheit basiert und diese dadurch erheblich verschärft (vgl. ebd.: 27f.). Für Geschlecht, als naturalisierter Basiskategorie, sieht Klinger die Erzeugung von Fremdheitseffekten als im »eigensten« und »innersten« stattfindend und auf die Reproduktion der Gesellschaft zielend (Klinger 2003: 29f.). Ihrer Auffassung nach liegt allen drei Kategorien, die sie als verflochten beschreibt, ein Ausgrenzungen erzeugender Fremdheitseffekt zugrunde. Die Überschneidungen der Kategorien

diskutiert sie vereinfachend, wie sie schreibt, als binär angelegt und »mit der Anzahl der Überschneidungen von Negativfaktoren« verschärfend; »[e]s ist evident, dass die dreifache Minuskombination die höchste Stufe der Diskriminierungs- und Ausbeutungssituation darstellt« (ebd.: 34). Die Zugehörigkeit zu nur einer Minus-Gruppe erachtet sie dabei nicht zwingend als die Gesamtbenachteiligung wesentlich mindernd. Sie plädiert deshalb dafür, keine Rangfolge zwischen den verschiedenen Kombinationen zu erstellen. Begrenzt sieht sie ihr Modell dadurch, dass »sich keine Angaben etwa darüber ableiten [lassen, M.B.], ob, wie und (im Fall von Merkmalskombinationen) mit welchen der Kategorien, denen sie objektiv zugehören, ihre TrägerInnen sich subjektiv identifizieren« (Klinger 2003: 35).

Die additiven und multiplikatorischen Ansätze sind vielfach kritisch debattiert worden. Hier gilt ähnliches wie für die Idee der Straßenkreuzung, jenseits der additiven Summe bzw. des multiplikatorischen Produkts müssten die Kategorien dann jede für sich einzeln existieren, denn nur so lassen sie sich addieren bzw. multiplizieren. Fenstermaker und West kritisieren außerdem: »For instance, if we think about gender, race, and class as additive categories, the whole will never be greater (or lesser) than the sum of its parts.« (Fenstermaker/West 1995: 9) Mit solchen Modellen lassen sich zudem Positionen, die einerseits durch Benachteiligungen oder Diskriminierungen geprägt sind, andererseits aber auch an Privilegien teilhaben, schwer erfassen. Müssten diese dann mit einem negativen Vorzeichen versehen oder gar dividiert werden? Walgenbach kritisiert darüber hinaus die fehlende integrale Perspektive dieser Ansätze, sie vermögen das Spezifische von Unterdrückungskonstellationen nicht herauszustellen (vgl. Walgenbach 2007: 46; Walgenbach 2011: 116f.). Ähnlich fällt auch die Kritik von Castro Varela und Dhawan aus: »Die Kategorisierung von Menschen als dreifach diskriminiert verhindert ein Verständnis der Effekte unterdrückender Strukturen.« (Castro Varela/Dhawan 2006: 106) Zudem basieren die Ansätze – die Autorinnen beziehen sich dabei insbesondere auf die sogenannten Achsenmodelle, wie sie etwa von Crenshaw erarbeitet wurden – auf festlegenden Dualismen und Polarisierungen, wie weiblich – männlich, Schwarz – Weiß und ähnlichen, anstatt sie als Kontinuum zu denken (vgl. ebd.: 108).

Additive und multiplikatorische Modelle finden heute vor dem Hintergrund der genannten Kritiken, die sowohl in den US-amerikanischen als auch den deutschsprachigen Debatten Eingang fanden, nur noch wenig Verwendung. Von Leiprecht und Lutz wurden – diese Kritiken aufgreifend – Mindeststandards für die intersektionale Theoriebildung gefordert. Aus ihrer Sicht ist zu berücksichtigen, dass die Dimensionen sozialer Ungleichheit, die in der Intersektionalitätsdebatte diskutiert werden, Resultat von Macht- und Verteilungskämpfen und Legitimation für Marginalisierung, Ausbeutung und Benachteiligung sind. Ziel intersektionaler Theoriebildung sollte die Betrachtung mehrerer Differenzlinien in ihrem spezifi-

schen wechselseitigen Zusammenspiel sein, ohne dabei von der Exklusivität einer Differenz auszugehen (vgl. Leiprecht/Lutz 2005: 221ff.).

Auch Modelle der Überkreuzung von Achsen oder Kategorien wurden inhaltlich und in ihrem Vokabular weiterentwickelt. So entstanden etwa Ansätze, die ihren Fokus verstärkt auf die Relevanz und die Wirkung von Macht richten. Im deutschsprachigen Kontext entwickelte Rommelspacher einen Ansatz, der unterschiedliche Machtdimensionen, gesellschaftliche Strukturen und das konkrete Zusammenleben als miteinander verwoben denkt, im Sinne eines Dominanzgeflechts. Vor dem Hintergrund einer Gesellschaft, die durch einen Gleichheitsanspruch charakterisiert ist, zugleich jedoch real durch starke Ungleichheit gekennzeichnet ist, beschreibt sie die derzeitige Dominanzkultur. Als Kultur versteht sie in diesem Zusammenhang »das Ensemble gesellschaftlicher Praxen und gemeinsam geteilter Bedeutungen, in denen die aktuelle Verfasstheit der Gesellschaft, insbesondere ihre ökonomischen und politischen Strukturen, und ihre Geschichte zum Ausdruck kommen« (Rommelspacher 1995: 22). Für Rommelspacher bestimmt Kultur »das Verhalten, die Einstellungen und Gefühle aller, die in dieser Gesellschaft leben, und vermittelt so zwischen den gesellschaftlichen und individuellen Strukturen« (ebd.: 22). Mit dem Begriff der Dominanzkultur bezeichnet sie daran anknüpfend die Selbstinterpretationen und Bilder, die wir von anderen entwerfen und die in Kategorien von Über- und Unterordnung gefasst sind. Grenzziehungen erfolgen Rommelspacher zufolge über kulturelle Praktiken, durch die materielle und symbolische Ordnungen vermittelt werden, die ineinandergreifen. Am Beispiel der systemkonformen Frauen im Nationalsozialismus sowie Frauen mit Behinderungen zeigt sie auf, dass Geschlecht bzw. Weiblichkeit nicht per se zu einer Benachteiligung führen muss, wie im Falle der systemkonformen Frauen, bzw. dass durch das Relevantwerden einer weiteren Kategorisierung – hier der Kategorisierung Behinderung –, Weiblichkeitsvorstellungen anders normiert sind (vgl. Rommelspacher 2009: 82f.). Daraus schlussfolgert sie, »dass viele unterschiedliche Machtdimensionen die gesellschaftlichen Strukturen und das konkrete Zusammenleben bestimmen und dass diese im Sinne eines *Dominanzgeflechts* miteinander verwoben sind«, welches auf alle Gesellschaftsmitglieder wirkt (ebd.: 83, Herv. i.O.). Sie plädiert deshalb dafür, die Konsequenzen, die Dominanzgeflechte haben, für alle Beteiligten zu erforschen und sich nicht auf die Diskriminierten zu beschränken (vgl. Rommelspacher 2009: 92). Rommelspacher entwickelt damit einen Ansatz, der weniger den Fokus auf die »klassischen« Kategorien legt, sondern sich für die Prozesse interessiert, die mit den Kategorisierungen einhergehen. Zudem erweitert sie die Perspektive durch die eingeforderte Berücksichtigung *aller* Beteiligten in die Forschung.

Weinbach plädiert für »eine größere konzeptionelle Offenheit beim Zugriff auf die soziale Wirklichkeit«, in der erst die empirische Forschung beweist, welche Kategorien relevant sind (Weinbach 2008: 174). Von der luhmannschen Systemtheorie

her entwickelt sie einen Ansatz, der einen Perspektivwechsel vorsieht: weg von den personalen Kategorien, hin zu Ungleichheit generierenden Inklusionsstrukturen. Dabei geht sie davon aus, »dass personale Kategorien erst im Rahmen spezifischer sozialer Kontexte als Kategorien sozialer Ungleichheit aufscheinen (können)« (ebd., Herv. i.O.).

Für eine Auseinandersetzung damit, wie komplexe Machtverhältnisse konzipiert werden können, ist – aus dem englischsprachigen Kontext kommend, aber in der deutschen Debatte vielfach rezipiert – Yuval-Davis zu nennen. Für sie existieren soziale Kategorien, die die meisten Menschen betreffen und wichtiger sind als andere Kategorien. Sie räumt jedoch ein, dass für Menschen, die von selteneren Kategorien betroffen sind, diese von entscheidender Bedeutung sein können (vgl. Yuval-Davis 2009: 61). Yuval-Davis erachtet die Debatte, ob soziale Kategorien als additiver oder als konstruktiver Prozess zu verstehen sind, als nach wie vor zentral. Sie kritisiert die additiven Versuche als Vermengung von Identitätspolitik mit Positionsbeschreibungen und konstruierten Identitäten innerhalb politischer Projekte, die zudem häufig hegemoniale Identitätsdiskurse spiegeln und marginalisierte Mitglieder von Gruppen unsichtbar machen (vgl. ebd.: 53). »Eine Problematik des additiven Intersektionalitätsmodells besteht darin, dass es häufig ausschließlich auf einer Analyseebene – der empirischen – bleibt und nicht zwischen verschiedenen Ebenen unterscheidet.« (Yuval-Davis 2009: 55) Soziale Trennlinien finden jedoch ihren Ausdruck in Institutionen und Organisationen und korrespondieren mit den Makroachsen gesellschaftlicher Macht (vgl. ebd.: 56). Im Kern geht es für sie deshalb »um die Vermischung oder die Trennung der verschiedenen Ebenen, auf denen Intersektionalität angesiedelt ist, statt nur um eine Debatte um das Verhältnis der Kategorien selbst« (Yuval-Davis 2009: 52). Dabei sollten die spezifischen sozialen, politischen und wirtschaftlichen Prozesse im Kontext des jeweiligen historischen Zusammenhangs beachtet werden (vgl. ebd.: 59). Erfolgen kann dies ihres Erachtens über eine Differenzierung zwischen Vektoren von Diskriminierung einerseits und Differenzen und Identitäten andererseits. Dabei gilt es, »die unterschiedlichen Weisen zu analysieren, in denen sich verschiedene soziale Kategorien konkret vermischen, wie sie sich wechselseitig konstruieren, und wie sie sich auf politische und subjektive Identitätskonstruktionen beziehen«, schreibt Yuval-Davis und fährt fort, »[d]ies bedeutet, dass im Feld methodisch sorgfältig getrennt und separat geprüft werden sollte, auf welchen verschiedenen Ebenen soziale Trennlinien in den Gemeinschaften wirken, wo sie bestehen« (Yuval-Davis 2009: 64).

Auf Foucaults Machtanalytik Bezug nehmend, legt Kerner ihren Fokus auf die Intersektionen von Sexismus und Rassismus und untersucht sowohl die Ähnlichkeiten als auch die Unterschiede und Kopplungen dieser (vgl. Kerner 2011: 194). Sie plädiert für »ein Intersektionalitätsverständnis, das auf der heuristischen Unterscheidung einer epistemischen, einer institutionellen und einer personalen Machtdimension beruht« (ebd.: 195). Während Kerner auf der epistemischen Ebene Wis-

sen, Diskurse, Symbole und Bilder verortet, impliziert die institutionelle Dimension ungleichheitszeugende oder -stabilisierende Institutionen. »Die personale Dimension schließlich verweist auf Einstellungen, vor allem aber auch auf Identitäten und Subjektivitäten von Personen, ferner auf Handlungen und Interaktionen.« (Kerner 2011: 195) Dabei plädiert sie dafür, neben Subjektivierungsweisen und Identitätsbildungsprozessen auch Handlungen zu untersuchen und danach zu fragen, was sich verknüpft oder verschränkt, sowie zu beachten, dass die einzelnen Elemente, die gekoppelt werden, nicht notwendig nach denselben Prinzipien funktionieren, sondern dimensionsspezifisch in Form und Ausgestaltung des intersektionalen Verhältnisses sein können (vgl. Kerner 2009: 48f.; Kerner 2011: 197). Die Reichweite von Intersektionalitätstheorien sieht sie in ihrer Aussagekraft begrenzt. »Sie bieten Orientierungsrahmen für konkrete Analysen, keinen Ersatz.« (Kerner 2011: 198)

In Auseinandersetzung mit den bestehenden Intersektionalitätsansätzen wie auch insbesondere mit postkolonialen Theorien, haben Castro Varela und Dhawan das Konzept der Verletzlichkeit entwickelt. Unter dem Aspekt der Möglichkeiten und Hindernisse befasst sich dieses mit den sozialen Positionen, die von Subjekten in Räumen besetzt werden. Castro Varela und Dhawan versuchen mit ihrem Ansatz die Komplexität und die sich stetig wandelnden Dynamiken sichtbar zu machen. »Das Konzept der Verletzlichkeit beschreibt [...] soziale Ausschlüsse als eingebettet in sich überlappende Machtfelder.« (Castro Varela/Dhawan 2006: 107) Sie plädieren im Anschluss an Cooper dafür, dass intersektionale Ansätze die sozialen Verortungen stärker in den Fokus rücken sollten (vgl. ebd.: 105).

Im Anschluss an McCall und Hancock entwickelt Ferree das Modell der interaktiven Intersektionalität (vgl. Ferree 2010: 70). Sie erachtet die Dimensionen von Ungleichheit als dynamisch, veränderlich, sich gegenseitig konstituierend (vgl. ebd.: 69). »Die dynamische Variante von Intersektionalität besteht darin, dass sich die Intersektionen weder individuell noch institutionell auf einer einzelnen analytischen Ebene lokalisieren lassen.« (Ferree 2010: 70) Es handelt sich um einen Prozess, durch den Begriffe in ihren Intersektionen vielfältige Bedeutungen annehmen, um organisatorische Felder, »in denen multidimensionale Formen von Ungleichheit auf jeweils historisch kontingente Weise erfahren, in Frage gestellt und reproduziert werden« (ebd.).

Walgenbach, Dietze, Hornscheidt und Palm haben unter Berücksichtigung der verschiedenen Ansätze zu Vielfalt, Diversity und Intersektionalität den Vorschlag unterbreitet, Kategorien als interdependent zu konzipieren. Sie sprechen deshalb nicht von Intersektionalität, sondern von Interdependenz, können aufgrund ihrer inhaltlichen Nähe jedoch innerhalb des Themenkomplexes Intersektionalität verortet werden. Die von den Autorinnen skizzierte Interdependenzforschung will nicht mehr einzelne Kategorien als Überkreuzungen begreifen, sondern Kategorisierungen in ihrer Verwobenheit miteinander denken, sodass der begriffliche

Fokus »auf der Konzeptualisierung wechselseitiger und nicht monodirektionaler Abhängigkeiten« liegt (Walgenbach et al. 2007: 9). »Mit dem Begriff Interdependenzen werden folglich nicht mehr wechselseitige Interaktionen *zwischen* Kategorien gefasst, vielmehr werden soziale Kategorien *selbst* interdependent konzeptualisiert.« (Ebd., Herv. i.O.) Differenzen werden dann als innerhalb von Kategorien wirkend konzipiert, um deutlich zu machen, dass diese bereits in sich heterogen strukturiert sind. Interdependente Kategorien sind zudem nicht selbstreferentiell, sie operieren nicht als geschlossene Systeme: »Soziale Kategorien stehen vielmehr miteinander in Verbindung – nur so lassen sich ihre internen komplexen Strukturen erklären sowie die Dynamiken der Veränderung, durch die sie geprägt sind.« (Walgenbach 2007: 64) Dies bedeutet, dass Kategorien historisch und geographisch variabel gefasst werden müssen (vgl. ebd.: 62). Um deutlich zu machen, dass einige Kategorien die Gesellschaft grundlegend strukturieren und damit verbunden die Lebenschancen von Individuen prägen, sollte deren strukturelle Dominanz, die Walgenbach als »ein interdependentes Dominanzverhältnis bzw. eine interdependente Kategorie [beschreibt, die, M.B] gleichzeitig auf diversen Ebenen und Feldern (re-)produziert wird«, in den Analysefokus gerückt werden (Walgenbach 2007: 56). Relevant sind diese für Walgenbach auf allen Ebenen in Form sozialer Strukturen, in Institutionen, als symbolische Ordnungssysteme, soziale Praktiken und Subjektformationen. Dabei müssen jedoch nicht immer alle Felder gleichermaßen relevant sein (vgl. ebd.: 57f.). Hornscheidt macht darüber hinaus darauf aufmerksam, »dass Kategorien sich sprachlich konstituieren, reproduzieren und verändern« (Hornscheidt 2007: 66). Sprache ist für sie damit eine Grundlage, um Interdependenzen konzeptualisieren zu können, denn erst durch Sprache werden diese sprech- und denkbar (vgl. ebd.). »[E]rst im Moment der sprachlichen Benennung wird eine Möglichkeit der Identifikation gegeben, die eine bestimmte Kategorisierung zum Ausdruck bringt, die vor und ohne diesen Akt nicht existent ist.« (Hornscheidt 2007: 71) Als problematisch erachtet sie dabei die starke Konventionalisierung von Kategorien, denen häufig eine Vorgängigkeit und Natürlichkeit zugeschrieben wird, woraus mindestens temporär feststehende Kategorien entstehen (vgl. ebd.: 67). Mit dem Interdependenz-Ansatz sollen vermeintlich homogene Kollektive in ihrer Heterogenität wahrnehmbar werden (vgl. Walgenbach 2011: 118). Für Walgenbach, Dietze, Hornscheidt und Palm liegt der Vorteil dieses Konzepts in der Fokussierung der Beziehungen von Ungleichheit. Dabei gilt es, gesellschaftliche Dominanzverhältnisse stets zu reflektieren wie auch ihre politischen Genealogien zu berücksichtigen (vgl. Walgenbach et al. 2007: 11f.). Begrenzt sieht Hornscheidt den interdependenten Ansatz dadurch, dass dieser Gefahr läuft, Ausschlüsse, die durch das Festlegen von Analysekatégorien entstehen, »weniger hinterfragbar zu machen, da einer Interdependenzanalyse von vornherein eine große Komplexität und hohe Reflexion unterstellt wird« (Hornscheidt 2007: 100). Kritisiert wird der Interdependenz-Ansatz auch von Lorey, die anmerkt, dass Kategorisierungen

als grundlegende Analyseperspektive dort nicht in Frage gestellt werden, sodass starre, widerspruchsfreie Festschreibungen entlang binärer Ordnungsschemata in Kauf genommen werden (vgl. Lorey 2008: 139). Aus Loreys Sicht bedarf es anderer Fragen, die gestellt werden sollten. Sie plädiert dafür, die Bewegungen des Entziehens und Entgehens aus Kategorien in den Blick zu nehmen und jenseits identitärer Haltungen und die Komplexität der Verhältnisse reduzierenden kategorialen Rasterungen zu forschen (vgl. Lorey 2011: 214f.). »Die Aufgabe besteht darin, in zukünftigen Forschungen diese und weitere Ansätze [der kritischen Migrationsforschung, Queer-Theorie und postkolonialen Theorie, M.B.] verstärkt zusammenzuführen und damit jene poststrukturalistische, queer-feministische Theoriebildung weiterzutreiben, die sich produktiv auf politische Kämpfe bezieht.« (Ebd.: 215)

Mit dem Begriff der Interferenzen distanzieren sich Bath, Meißner, Trinkaus und Völker ebenfalls vom Begriff wie auch den bislang erfolgten Konzeptionen von Intersektionalität. Sie versuchen mittels einer interdisziplinären Perspektive und unter Rückgriff auf die Theorien von Haraway und Barad der nichtlinearen und relationalen Hervorbringung von Differenzen gerecht zu werden, die stets mit Grenzvorstellungen verbunden sind. »*Interferenzen* ist der physikalische Begriff für die Überlagerung von Wellen. Er bezeichnet damit eine Form der Beziehung, die sich nicht übersetzen lässt in gängige Vorstellungen von Differenz und Identität, in denen abgeschlossene, stabile Entitäten miteinander in Beziehung treten« und sie schreiben weiter, »[i]n der Interferenz wirkt die Welle, indem sie zu etwas anderem wird, zu einer anderen Welle, zu mehreren, zu kleineren, zu größeren Wellen, eventuell auch zu gar keinen Wellen« (Bath et al. 2013: 7).

Die Idee, Kategorien als Bildschichten zu denken, hat Garcia (2018) vorgelegt. Der Autor entwickelt seinen Zugang von der Vorstellung her, Gesellschaft als Wir-Gruppen zu denken, von denen für Individuen in Abhängigkeit davon, wie sie ihre Identität zu einem bestimmten Zeitpunkt vordergründig bestimmen wollen, unterschiedliche Kategorien besonders relevant sind (vgl. Garcia 2018: 23f.). Dabei setzt er sich mit den Spezifika verschiedener Kategorien sowie Intersektionalität auseinander und kommt zu dem Schluss, dass die Bildschichten »so übereinanderliegen, dass sie die Lebenswelt und die soziale Welt einteilen, und dieses System [...] nach einer kleinen Zahl von Regeln« funktioniert (ebd.: 100). Er schlägt vor, von Bildschicht zu Bildschicht fortzuschreiten und von den unterschiedlichen Schichten Gender, Rasse und Klasse aus zu bestimmen, zu welchem ›Wir‹ ein Individuum aus dieser Perspektive gegenwärtig gehört. Im Anschluss daran werden die Schichten übereinandergestapelt, um sich die Wahrnehmung der jeweiligen Identitäten gleichzeitig vorstellen zu können (vgl. Garcia 2018: 98f.).

Intersektionale Ansätze kritisierend, erachtet Zander diese als die Politik wie auch die kritische Forschung erheblich verengend (vgl. Zander 2017: 51). Er kritisiert, dass die gesellschaftlichen Grundlagen von Intersektionalität zumeist ungeklärt bleiben und lediglich erläutert wird, dass sie diskriminierend sind. Intersek-

tionalitätsforschung beschreibt für ihn vor allem Diskriminierungsfolgen, richtet den Fokus jedoch nicht auf die Ursachen dieser (vgl. ebd.: 53). Zander schlussfolgert deshalb: »Gültig bleibt der Begriff [Intersektionalität, M.B.] als Synonym für Mehrfachdiskriminierung und zugleich als implizite Aufforderung, sich wissenschaftlich und politisch mit Mehrfachdiskriminierung zu befassen.« (Zander 2017: 61) Ein eigenes Konzept legt er nicht vor.

Abschließend soll hier der Ansatz von McCall genannt werden, die einen Vorschlag zur Kategorisierung der intersektionalen Ansätze vorgelegt hat. Sie kann damit als in gewisser Weise quer zu den bisher beschriebenen Modellen, Metaphern und Figuren verortet werden, da sie Intersektionalität nicht selbst konzipiert, sondern eher die verschiedenen Zugangsweisen zur Thematik rahmt. McCall unterteilt die existierenden Ansätze in drei Rubriken: »anticategorical complexity«, »intercategorical complexity« und »intracategorical complexity« (McCall 2005: 1773). Während antikategoriale Ansätze vor dem Hintergrund einer dekonstruktivistischen Perspektive die Kategorienbildung als solche thematisieren und darauf zielen, die Bildung dieser stärker nachzuvollziehen, werden mit den interkategorialen Ansätzen die Verwobenheiten und Wechselwirkungen von Kategorien und ihre sozialen Wirkungen in den Blick genommen. Damit wird es möglich, Machtverhältnisse sichtbar zu machen und ihre Rückbindung in Sozialstruktur und gesellschaftliche Institutionen zu analysieren (vgl. ebd.: 1775ff.). Mithilfe intrakategorialer Zugänge werden die Unterschiede innerhalb einer Kategorie fokussiert, die sich aus der Relevanz mehrerer Kategorien ergeben (vgl. McCall 2005: 1784ff.). McCall versucht damit, den methodologischen Problemen, die Intersektionalität produziert, entgegenzuwirken, denn »different methodologies produce different kinds of substantive knowledge and that a wider range of methodologies is needed to fully engage with the set of issues and topics falling broadly under the rubric of intersectionality« (ebd.: 1774).

Werden die bisherigen Ansätze betrachtet, Intersektionalität zu denken, so wird deutlich, dass die Idee, Machtverhältnisse als komplex zu konzipieren, seit Beginn der Debatten in vielfältiger Weise aufgegriffen und weiterentwickelt wurde. Einigkeit besteht jedoch nach wie vor nicht, wie Intersektionalität genau zu definieren, gesellschaftstheoretisch rückzubinden und auf welchen Analyseebenen danach zu suchen ist. Forschenden eröffnet dies in empirischen Analysen die Möglichkeit, aus den heterogenen theoretischen Modellen, Metaphern und Figuren, die Intersektionalität umfasst, sich für den zu ihrem theoretischen Hintergrund »passenden« Ansatz zu entscheiden. Zugleich impliziert es aber auch fortwährend die Notwendigkeit, eine eigene Verortung innerhalb der Intersektionalitätsdebatten vorzunehmen.